



JAKOB  
WASSERMANN  
LITERATUR  
PREIS

Reden zur

Sonderpreis zum  
Stadtjubiläum

Preisverleihung 2007 an  
ROBERT SCHINDEL





Sonderpreis zum Stadtjubiläum

# Verleihung des Jakob-Wassermann- Literaturpreises 2007 an

**ROBERT SCHINDEL**



## Inhalt

Über Jakob Wassermann .....	4
Programmablauf der Preisverleihung .....	5
Robert Schindel – Biografisches .....	6
Ansprache von Oberbürgermeister Dr. Thomas Jung .....	8
Laudatio von Gunhild Kübler .....	12
Dankrede von Robert Schindel .....	18
Der Jakob-Wassermann-Literaturpreis: Richtlinien und Kuratoriumsmitglieder .....	25



## Über Jakob Wassermann, den großen Romancier

Jakob Wassermann wurde am 10. März 1873 als Sohn eines jüdischen Gemischtwarenhandlers in Fürth geboren und wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Der Vater schaffte es als glückloser Geschäftsmann nicht, die Familie ausreichend zu versorgen. Als dann auch noch die schöne und geliebte Mutter früh starb, nahm eine herzlose Stiefmutter ihren Platz ein, die die Kinder aus erster Ehe nur als nutzlose Esser betrachtete. Eine trostlose Kindheit, die Wassermann prägte und von der er später unter anderem in seiner autobiografischen Schrift „Mein Weg als Deutscher und Jude“ erzählte. Deshalb zog es ihn bereits früh, mit 16 Jahren, fort aus seiner Geburtsstadt.

1895 wurde er Sekretär des Schriftstellers Ernst von Wolzogen in München und ein Jahr später Redakteur beim „Simplicissimus“, in dem erstmals Gedichte und Erzählungen aus Wassermanns Feder erschienen. Von 1898 an lebte er in Wien und von 1923 an in Altaussee (Steiermark), wo er am 1. Januar 1934 starb.

Wassermann war sehr produktiv. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zählte er zu den meistgelesenen deutschsprachigen Autoren. Romane wie „Das Gänsemännchen“, „Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens“ und „Der Fall Maurizius“ waren in

nahezu jeder literarisch interessierten Familie zu finden. Der Freund von Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal und Thomas Mann war ein exakter Schilderer von Menschen und ihrer psychischen Strukturen, der gesellschaftlichen Situation seiner Zeit, besonders aber auch des jüdischen Lebens. Und er war ein überaus exakter Rechercheur, dessen historische Werke wie das 1929 entstandene Portrait über „Christoph Columbus“ auch heute nichts von ihrer Bedeutung verloren haben.

*„Jakob Wassermann ist der Romancier von Geblüt. Hätte es vor ihm den Roman nicht gegeben, er wäre der Mann gewesen, ihn zu erfinden. (...) Der Roman behauptet bei ihm seinen volkstümlichsten Sinn, Spannung, Geheimnis, Enthüllung, großer Aufbau, die Befriedigung durch deutliche Handlungen; – und in dem allen schlägt fortwährend ein Herz, wacht immer ein menschlich bemühter Geist und offenbart sich ein herrlicher Dichter.“*

Heinrich Mann

Wassermann war kein in erster Linie politisch denkender Mensch. Dennoch nahm er die gesellschaftlich relevanten Strömungen und Veränderungen durchaus wahr und sah den Entwicklungen mit Besorgnis entgegen.

Im Gegensatz zu seinen Zeitgenos-

sen ist Jakob Wassermann seit langem – eigentlich unverständlich – in den Hintergrund getreten. Sein wertvolles wie umfangreiches Werk, das zu Lebzeiten internationale Anerkennung fand, und die Person Wassermanns verdienen eine neue, starke Aufmerksamkeit.

Seit 1996 wird deshalb der Jakob-Wassermann-Literaturpreis an deutschsprachige Autorinnen und Autoren verliehen, deren Werk dem literarischen Schaffen Jakob Wassermanns gerecht wird und der Förderung von Humanität, Toleranz und Gerechtigkeit verpflichtet ist.



## **Programmablauf der Preisverleihung am 11. März 2007 im Stadttheater Fürth**

Urlicht

Gustav Mahler (1860-1911)

Text: Des Knaben Wunderhorn

**Begrüßung und Ansprache:  
Oberbürgermeister  
Dr. Thomas Jung**

**Laudatio:  
Gunhild Kübler**

Ganymed

Ludwig Thuille (1861-1907)

Text: Robert Hamerling (1830-1889)

**Ehrung:  
Oberbürgermeister  
Dr. Thomas Jung**

Eintrag ins Goldene Buch

**Dankrede:  
Robert Schindel**

Er hatte ein Heim auch ohne dich

Uwe Strübing (\*1956)

Text: Rainer Fliege



Musikalische Ausgestaltung:  
Rebecca Broberg (Gesang) und  
Hans Martin Gräbner (Klavier)



## Robert Schindel – Biografisches

**04.04.1944** Robert Schindel wurde als Kind österreichischer Kommunisten jüdischer Herkunft geboren. Die Eltern flogen als Mitglieder einer Widerstandsgruppe auf. Der Vater starb 1945 im KZ Dachau, die Mutter überlebte und fand ihren Sohn wieder, den sie unter falscher Identität („Waise von asozialen Eltern unbekannter Herkunft“) in einem Wiener Kinderheim der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt versteckt hatte.

**1959** verließ Schindel das Gymnasium und begann eine Buchhändlerlehre bei einem Wiener Verlag, die er abbrach. Es folgten Reisen nach Paris und Schweden, wo er sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser hielt.

**1967** holte er die Matura nach und studierte von 1967 bis 1973 Philosophie und Jura an der Universität Wien. Von 1968 bis 1971 war er Wortführer der „Kommune Wien“, dem radikalsten Teil der Wiener Studentenbewegung, anschließend, bis 1978, war Schindel in „maoistischen Kreisen“ politisch sehr aktiv. Später distanzierte er sich vom politischen Engagement seiner Jugendjahre. Mit dem Schreiben (vor allem Lyrik) begann Schindel in den späten 1950er Jahren, engagierter dann ab 1969, als er die Literaturzeitschrift „Gruppe Hundsblume“ gründete.

**1986** wurde Robert Schindel freiberuflicher Schriftsteller. Davor hatte er seinen Lebensunterhalt mit zahlreichen Jobs unter anderem bei Post und Bahn, als Bibliothekar in der Wiener Hauptbücherei (1975-1980), Nachtredakteur bei Agence France Press (1981-1983) und als Gruppentrainer für Arbeitslose (1983-1986) bestritten. Nebenbei entstanden auch Arbeiten für Film, Fernsehen und Rundfunk. Eine zentrale Rolle in



seinen Werken spielt die Shoa, sein ambivalentes Verhältnis zu Wien, jener Stadt, die er auch als „Vergessenshauptstadt“ bezeichnet, und dem dort noch immer bestehenden Antisemitismus. 1989 trat Schindel wieder in die Israelitische Kultusgemeinde ein.

### **Bibliografie:**

„Kassandra“, Roman, 1970  
„Drei Miniaturen“, Erzählungen, zusammen mit Gustav Ernst und Wolfgang Murawatz, 1970  
„Zwischen den Mauerschellen des Erklärens“, Gedichte, 1970  
„Brockt sie frisch von den Weibern“, Prosa, 1971  
„Haikus im Ruderleiberl“, 1971  
„Ohneland“, Gedichte vom Holz der Paradeiserbäume 1979-1984, 1986  
„Geier sind pünktliche Tiere“, Gedichte, 1987  
„Im Herzen die Krätze“, Gedichte, 1988  
„Ein Feuerchen im Hintennach“, Gedichte 1986-1991, 1992  
„Gebürtig“, Roman.  
„Die Nacht der Harlekine“, Erzählungen. 1994  
„Gott schützt uns vor den guten Menschen. Jüdisches Gedächtnis – Auskunftsbüro der Angst“, 1995  
„Immernie. Gedichte vom Moos der Neunzigerhöhlen“, 2000  
„Nervös der Meridian“, Gedichte, 2003  
„Zwischen Dir und mir wächst das Paradies“, Liebesgedichte, Mit einem Vorwort von André Heller, 2003  
„Mein liebster Feind“, Essays, 2004.  
„Fremd bei mir selbst“, Gedichte, mit einem Nachwort von Marcel Reich-Ranicki, 2004  
„Kassandra“, Roman, Neuauflage 2004  
„Wundwurzel“, Gedichte, 2005

### **Preise, Auszeichnungen und Ehrungen:**

1989: Förderpreis des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie  
1992: Förderpreis des österreichischen Staatspreises für Literatur  
1992: Förderpreis des Marburger Literaturpreises  
1992: Dr.-Emil-Domberger-Literaturpreis der B'nai B'rith Europäer  
1993: Erich-Fried-Preis  
1995/96: Stadtschreiber von Klagenfurt  
1997: DAAD-Stipendium zu Berlin  
seit 1999: Juryvorsitzender des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbs, Klagenfurt  
2000: Eduard-Mörrike-Preis der Stadt Fellbach  
2003: Preis der Stadt Wien für Literatur  
2007: Jakob-Wassermann-Literaturpreis der Stadt Fürth



## Ansprache von Oberbürgermeister Dr. Thomas Jung

Gestern jährte sich Jakob Wassermanns Geburtstag zum 134. Mal: Am 10. März 1873 wurde er in Fürth geboren. Jakob Wassermann war zu Lebzeiten das, was man heute einen Bestsellerautor nennen würde. Die Menschen hatten seine spannenden Romane geradezu verschlungen, beispielsweise „Caspar Hauser“, „Der Fall Maurizius“ oder „Das Gänsemännchen“. Als einer der populärsten und meist gelesenen deutschen Schriftsteller wurden seine Werke in viele Sprachen übersetzt – ein Werk „made in Germany, made in Fürth“ – es war ein richtiger Exportschlager.

Meine Damen und Herren, wenn eine Stadt Jubiläum feiert, erinnert sie sich mit Vorliebe an ruhmreiche Zeiten, besondere Errungenschaften und große Persönlichkeiten. Jakob Wassermann ist so eine große Persönlichkeit der Kleeblattstadt. Vielleicht hat er nicht den internationalen Bekanntheitsgrad eines Henry Kissinger oder den historischen Stellenwert der Geschichtsschreiber eines Ludwig Erhard, Max Grundig oder Gustav Schickedanz.

Aber Jakob Wassermann gehört ohne Zweifel zu den wichtigsten Fürther Söhnen und Töchtern, die uns etwas sehr, sehr Wichtiges hinterlassen haben: Den Aufruf zu mehr Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Toleranz. Werte, die sich durch fast alle wichtigen Werke des Schriftstellers ziehen, und Werte, die Wassermann Zeit seines Lebens im Umgang mit so vielen Menschen vermisste. Bei Familienangehörigen, Freunden, Kollegen, Fremden gleichermaßen.

Der Antisemitismus begegnet dem jüdischen Mitbürger Wassermann in allen Facetten des



Alltags in der Weimarer Republik. Und er leidet Zeit seines Lebens daran, dass er, der sich in erster Linie als deutscher Dichter sieht, immer mehr unter dem Gesichtspunkt des „Jüdischen“, des „Anderseins“ bewertet wird. Ist er also ein deutscher Jude, oder ein jüdischer Deutscher oder einfach nur ein Mensch, dem seine eigenen religiösen Wurzeln fremd sind? „Es ist vergeblich, für sie zu leben und zu sterben. Sie sagen: er ist ein Jude.“ – so schreibt Wassermann in seinem autobiographischen Essay „Mein Weg als Deutscher und Jude“ im Jahr 1921 – in einer Zeit, in der antisemitische Schuldzuweisungen einen ersten Höhepunkt haben.

Doch trotz dieser anklagenden Einschätzung – zwölf Jahre bevor die Nazis die Macht erlangen –, zieht Wassermann keinen radikalen Schnitt. Er erhält sich den Wunsch, sich zu der kultivierten deutschen Gesellschaft zugehörig zu fühlen. Und so nimmt er die schlimmsten Erfahrungen der Demütigung und Zurückweisung eben dieser Menschen notgedrungen in Kauf.



Vielleicht, weil Zurückweisungen und Demütigungen für Jakob Wassermann zeitlebens vertraute Gefährten waren. Denn bereits als Kind litt er unter der Kälte seines Vaters und der schlimmen Lieblosigkeit der Stiefmutter. Darum flüchtete er in die Welt der Geschichten und des Erzählens. In dem er schrieb, befreite er sich von den Lasten der Ungerechtigkeit und schuf in seiner Phantasie und Vorstellung eine andere und bessere Welt. Und indem Wassermann auf diese Weise für die Schwachen und Leidenden die Stimme erhob, wirkte er an der Humanisierung der Gesellschaft mit. Sein Zeitgenosse und Schriftstellerkollege Thomas Mann drückte es sehr eindrucksvoll aus: „Er war stets um das Gute besorgt und sah dies als seine moralische Verpflichtung an.“

Die Menschen, die Leser jedenfalls, sie liebten Wassermanns Werke, seine Figuren, seine Sprache, oftmals auch seine Botschaft. Diese Hoch-Zeit dauerte etwa von der Jahrhundertwende bis 1933, bis zur Machtergreifung Hitlers. Man könnte sagen, dass der frühe Tod Wassermanns in der Neujahrsnacht 1934 ihn vor der persönlichen Verfolgung durch die Nationalsozialisten bewahrt hat. Seine Schriften aber wurden verboten und als nicht-deutsch verachtet. Wassermann sollte – wie alles Jüdische in Deutschland – ausgelöscht werden und in Vergessenheit geraten. Wie sehr er unter dieser neuen Form und unter dem jahrelang latent lodernden Antisemitismus gelitten hat, macht folgender Satz in einem Nachruf auf ihn deutlich: „Er starb auch an seinem Gram und den Qualen der Zeit.“

Meine Damen und Herren,  
anders als seine Schriftstellerkollegen der damaligen Zeit – beispielsweise Thomas und Heinrich Mann –, mit denen Wassermann lange Zeit in einem Atemzug genannt wurde, schaffte sein Werk den erneuten Durchbruch nach dem Krieg nicht mehr. Mit dem Be-

schluss des Fürther Stadtrats aus dem Jahre 1993, einen Literaturpreis zu Ehren dieses Sohnes unserer Stadt auszuloben, geht der Wunsch einher, das Leben und Werk Jakob Wassermanns wieder ins Licht der Öffentlichkeit zu rücken. Dorthin, wo seine Botschaft, sein Appell auch heute noch dringend gebraucht wird.

Dies wollen wir erreichen, indem wir mit Hilfe des Jakob-Wassermann-Literaturpreises jene Schriftstellerinnen und Schriftsteller ehren und auszeichnen, die sich in ihrer Arbeit ebenfalls den Werten der Toleranz, Gerechtigkeit und Humanität verpflichtet fühlen. Im Ringen um Wahrheit und die richtige Sicht der Dinge scheuen diese Autoren nicht davor zurück, mit – wenn nötig – drastischen Worten wachzurütteln. Und dieses Wachrütteln gilt nicht nur einer kleinen Gruppe Unbelehrbarer, wie wir es uns gerne einreden. Angesprochen sind wir alle. Wir alle, die wir so gerne dazu neigen, uns unsere eigenen Wahrheiten zu zimmern und einen bequemen, ungestörten Weg gehen.

Die Wahl des Kuratoriums fiel auf den 63-jährigen österreichischen Autor Robert Schindel. In Bad Hallbach bei Linz geboren, überlebte Robert Schindel als Kind kommunistischer Eltern jüdischer Herkunft das reichsdeutsche Wien – versteckt unter falschem Namen in einem Kinderheim der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt. Groß geworden, studierte Robert Schindel Jura und Philosophie und engagierte sich lange Zeit in der Kommunistischen Partei sowie als Wortführer der Studentenbewegung „Kommune Wien“. Später distanzierte er sich vom politischen Engagement seiner Jugendjahre und prangerte die „Ideologieinfektion“ an – „eine der schwersten Infektionen des Zwanzigsten Jahrhunderts“, wie er sagt. Mit Beginn der 1980er Jahre beschäftigt sich Robert Schindel zunehmend mit seiner jüdischen Herkunft, dem Judentum all-



gemein und dem Holocaust aus der Perspektive der Nachfolgeneration. Seit 1986 ist er als freier Autor, Lyriker und Regisseur tätig und lebt derzeit in Wien. Sein bislang einziger Roman „Gebürtig“ erscheint 1992 und wird 2001 verfilmt.

Wenn man nun zwei Literaten miteinander vergleicht, deren Werk und Biografie genauer anschaut, kommt man zwangsläufig auf die eine oder andere Gemeinsamkeit. Aber keine Sorge, lieber Herr Schindel, meine sehr geehrten Damen und Herren, ich will Sie jetzt nicht mit irgendwelchen an den Haaren herbeigezogenen Übereinstimmungen und Gegensätzen langweilen. Es geht um Grundsätzliches. Etwa Ihre Erfahrungen, lieber Herr Schindel, mit Anfeindungen aufgrund der Religionszugehörigkeit. Ihr Ringen um Identität, um die Frage „Wer bin ich?“. Wie bereits erwähnt, hat sich Wassermann in seiner Autobiographie „Mein Weg als Deutscher und Jude“ damit eingehend auseinandergesetzt. Sie haben die ähnliche Problematik in einem einzigen Satz auf den Punkt gebracht: „Ich bin juristisch Österreicher, bin jüdischer Herkunft und ein nicht gläubiger Jude.“

Sie haben vor einigen Jahren geäußert, dass Sie ins Schreiben geflüchtet sind, weil Sie als Jude vor Hohn und Drohungen nie sicher waren und Ihnen schon als Kind das „Judenbua“ ins Gesicht geschrien wurde. Dass Ihnen die Sprache nach und nach die Steine ersetzte, die Sie als Kinder damals aufeinander warfen. Zitat: „Ich lief schreiend der Vergangenheit davon, ich weiß es noch, ich lief in die deutsche Sprache hinein, als sei die ein Adlerhorst.“ Ich möchte anmerken, dass es fast einem Wunder gleicht, dass Sie fähig waren, Ihre schmerzlichen Erfahrungen und Verletzungen in so großartige Literatur zu verwandeln – hier sind wir wieder bei einer großen Gemeinsamkeit mit Jakob Wassermann. Eine weitere Gemeinsamkeit ist Ihre

autobiographische Nähe zu vielen Szenen und Figuren Ihres Werkes – ganz besonders fällt dies natürlich beim lyrischen „Ich“ Ihrer Gedichte auf.

Die deutlichste Übereinstimmung sehe ich allerdings in einem anderen Ausspruch von Ihnen, ich zitiere: „Ich wohne nirgends. Ich bin überall daheim. Schreiben ist meine eigentliche Heimat.“

Sehr geehrter Herr Schindel, Sie erhalten heute den Jakob-Wassermann-Literaturpreis für Ihr lyrisches Gesamtwerk. Bereits mit Ihren ersten Gedichtbänden „Ohnland. Gedichte vom Holz der Paradeiserbäume“, „Geier sind pünktliche Tiere“, „Im Herzen die Krätze“ und „Ein Feuerchen im Hinternach“ haben Sie sich den Ruf erworben, eine der kraft- und ausdrucksvollsten Stimmen zeitgenössischer Dichtkunst zu sein. Mit Ihrer Lyrik haben Sie darüber hinaus die These des Philosophen und Soziologen Theodor Adornos widerlegt, dass nach Auschwitz niemand mehr Gedichte schreiben könne.

Sie werden von der Stadt Fürth ferner für Ihren Roman „Gebürtig“ ausgezeichnet, in dem Ihnen das Kunststück gelang, das Thema Holocaust als Betroffener aus der zweiten Generation auf eindrucksvolle, auf ganz neue Weise darzustellen. In dem Sie sowohl mit wienerischem „Schmäh“ als auch mit analytischer Schärfe, mit Ironie aber auch viel Mitgefühl aufbereiten, was Juden und Nichtjuden trennt aber auch verbindet. Auch in dem Film zum Buch, den Sie zusammen mit Lukas Stepanik gedreht haben, haben Sie praxisnah verdeutlicht, dass die Probleme der Vergangenheit auch in der Gegenwart bewältigt werden müssen, um dann befreit Zukunft aufzubauen.

Und diesen Anspruch haben Sie auch an sich selbst, wenn Sie etwa in dem Essayband „Gott schütze uns vor den guten Menschen“ auch



mit sich selbst und Ihrem früheren politischen Wirken durchaus hart ins Gericht gehen.

Lieber Herr Schindel,  
Sie erhalten diesen Literaturpreis, weil sich ähnlich wie bei Jakob Wassermann der Wunsch nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit durch Ihre Werke zieht.

Die Entscheidung, den Jakob-Wassermann-Literaturpreis im Jubiläumsjahr 2007 an Robert Schindel zu verleihen, begründet das Kuratorium wie folgt:

„Das Werk des in Wien lebenden Schriftstellers Robert Schindel hat die Problematik einer deutsch-jüdischen Identität nach dem Holocaust ebenso beispielhaft wie facettenreich gestaltet. Der Roman „Gebürtig“, sein bekanntestes Buch, beschreibt die Schicksale und Ängste der jüdischen Nachkriegsgeneration vor dem Hintergrund der zweiten Schuld, des Verdrängens und Verschweigens der NS-Verbrechen.

Mit seiner expressiv-unverwechselbaren Sprache, seiner Fabulierlust und seinem abgründigen Witz zählt Schindel zu den interessantesten, aber auch eigentümlichsten Autoren der Gegenwartsliteratur. Politisches und literarisches Engagement sind nicht zu trennen. Streitbar und unangepasst wendet er sich gegen Antisemitismus und Xenophobie, und die Hoffnung auf eine Welt ohne Hass und Vorurteil ist in seiner Lyrik und Erzählprosa als konkrete Utopie zu erkennen. Robert Schindel wird damit dem Schaffen Jakob Wassermanns in hervorragender Weise gerecht. Mit Werk und Person steht er rückhaltlos für die propagierten Werte der Humanität, Toleranz und Gerechtigkeit ein.“

Diese Begründung ist überzeugend.

Lieber Herr Schindel, ich gratuliere Ihnen zum Jakob-Wassermann-Literaturpreis 2007 der Stadt Fürth! ■



## Laudatio von Gunhild Kübler

Ich beginne meine Laudatio mit einem  
Sonett von Robert Schindel.

*„Da war die Kindheit, war ein Mordstheater  
Zuerst erwürgten sie mir glatt den Vater  
Dann kam die Mutter zuck aus dem Kazett  
Streichelte mich ins ICH, doch ich war weg.  
Vagabundierte durch die Leidenschaften  
Sodass die Schulen als die Zitadellen  
Des Lebens stürzten. Und sie schafften  
Des Aufruhrs Winde, des Versagens Wellen  
Und prallte ab bei Menschenkindern  
Stiess rasch hinein in solche Roten Träume,  
Sodass Parolen mich umküssten aus  
Genossenmündern.  
Bis in die Kindheit runter werfen Marx- und  
Leninbäume  
Die Zukunftsschatten, welche meine Ge-  
genwart verhindern:  
Rauchnasenkinder zeug ich mir vom Stein  
der Vatersteine.“*

I. *Splitter Kindheit* hat Robert Schindel dieses  
Gedicht aus den frühen 80er Jahren über-  
schrieben. Ungewöhnlich und riskant ist  
schon der Anfang: Das Gedicht scheint im  
Ton ganz konventionell beginnen zu wollen.  
– Aus dieser Kindheit gibt es Schauerliches zu  
berichten? Na, da wird man halt den belieb-  
ten alten Moritatentonfall, der sich bei allerlei  
Schauerdramen schon so schön bewährt hat,  
probeweis aus der literarischen Rumpelkiste  
holen.

Was dann aber an Fakten zum Vorschein  
kommt, ist absolut inkompatibel mit diesem

Ton. Das angesprochene „Mordstheater“  
war wirklich tödlich, eine Katastrophe und  
eben gerade kein Theater. Und so verschwin-  
det der Moritatenton von selbst. Was im  
Gedicht zu Umbrüchen führt, nicht bloss im  
Ton. Es folgt eine Serie von schneidend kon-  
trastreichen Aktionen, angerissenen Kurz-  
szenen und Bildern, die so wild aufeinander  
gestapelt werden, dass die streng geregelte  
Sonettform schier zu reißen droht.

Lebenslaufgedichte haben Tradition in der  
deutschen Lyrik:

*Hoch auf strebte mein Geist, aber die  
Liebe zog*

*Schön ihn nieder; das Leid beugt ihn  
gewaltiger;*

*So durchlauf ich des Lebens*

*Bogen und kehre, woher ich kam.*

heisst es beispielsweise in trotz inhaltlicher  
Gewaltsamkeit geradezu klassisch klarer,  
gerundeter Linienführung bei Hölderlin.





Schindel dagegen entwirft einen Zickzackkurs und scharfe Bewegungskontraste: Auf „Mordstheater“ und „Kazett“ folgen sanfte mütterliche Streichelbewegungen, von denen es heisst, dass sie das dem Schrecken entronnene Kind erst zu einem Ich machten. Da haben wir es quasi in seiner biografischen Urform, dieses charakteristische Miteinander von Grauen und lebenerweckender Zärtlichkeit, das sich in der Lyrik dieses großen Poeten aus Wien überall manifestiert.

Im Gedicht folgt nun ein Hin und Her jugendlichen Vagabundierens, der Sturz zitadellenhafter Bildungsanstalten, Aufruhr und Versagen, ein Fortgerissenwerden und Abprallen, dann ein Hineinstossen in politische Träume und in die Umarmungen („Umküssungen“ heißt es) der Gleichgesinnten. Danach gehts runter in den frühen Schatten marxistischer Gesellschaftsentwürfe – und am Ende hinüber zu etwas, das starr und stumm wie ein Denkmal über all dem aufgeregten Zickzack aufragt: Stein der Steine, der Vaterstein.

Die Fakten dahinter sind die Fakten von Robert Schindels Biografie: Geboren im April 1944 als Sohn von jüdischen Eltern, die zum Linzer Widerstand gehörten, hat er den Holocaust ausgerechnet in der Obhut des NS-Kinderheims in der Wiener Leopoldstadt überlebt. Seine gesamte Familie wurde deportiert und vernichtet. Einzig seine Mutter kam mit ihrem Bruder zurück.

Sie, die schon früh aus dem Judentum weg und in die Weltrevolution hineingelaufen war, sorgte dafür, dass der Sohn als treuer Jungkommunist aufwuchs. Wenig hat er von der Mutter über seine in Riga, Auschwitz und Dachau ermordete Familie erfahren. Sie blickte energisch nur nach vorn und in eine lichte Zukunft. „Völkerverständigung“ war Robert Schindels erstes schwieriges Wort. Und als er wegen seiner Judennase schon auf der Stras-

se von den andern Kindern gehänselt wurde, erklärte ihm die Mutter: „Juden sind religiöse Menschen wie Christen. Wir aber sind ohne Bekenntnis, daher auch keine Juden“.

In seinem späteren Leben ist Robert Schindel den Weg seiner Mutter in umgekehrter Richtung gegangen. Auch davon redet das Gedicht. Der Vaterstein wurde ihm zum Wegweiser einer Umkehr, die ins unverwechselbar Eigene, ins Schreiben hineinführte. An ihm ist er selber zum Vater geworden, mit ihm hat er seine „Rauchnasenkinder“ gezeugt: Texte, die wie Feuermelder-Mechanismen funktionieren. Sie wollen ihre Leser Zeit-wach halten und aufmerksam machen auf jeden „künftigen Radau“. Darin liegt vermutlich Robert Schindels Schreibantrieb, seine Schreibmotivation von Anfang an.

„Mein Gesichtstypus bezichtigte mich nicht als Jude... Ich hatte eine gerade Nase“, schrieb Jakob Wassermann in seinen Reflexionen über seinen „Weg als Deutscher und Jude“, der mitnichten ein individueller war. Zitat: „Genau betrachtet war man Jude nur dem Namen nach und durch die Feindseligkeit, Fremdheit oder Ablehnung der christlichen Umwelt“.

Jakob Wassermann lebte im Spannungsfeld des jüdischen und des nichtjüdischen deutschen Pöls und fühlte sich beiden zugehörig. Angeboren war ihm zudem das – Zitat – „Verlangen, in einer gewissen Fülle des mich umgebenden Menschlichen aufzugehen.“ Man könnte es auch den „Seid-umschlungen-Millionen“-Impuls nennen. Aufgehen wollte er im „umgebenden Menschlichen“ aber nicht unter Verlust seiner Eigenart, sondern als einer, dessen spezifische Art und Herkunft eben gerade nicht ignoriert werden.

Die Entscheidung, vor die ihn der Juden Hass seiner antisemitischen Umwelt und auch



noch seine nichtjüdischen Freunde stellten, war jedoch immer dieselbe: „Bist du Jude oder bist du Deutscher?“ Eine qualvolle, herzbeengende Frage für Wassermann. Sein Beharren darauf, „Jude und Deutscher“ zu sein, stiess erst auf eine stabile Wand von Misstrauen und wurde dann lebensgefährlich. Er sah bereits den rasenden Antisemitismus späterer Jahre heraufkommen und wies jeden Trost von sich. Den Optimismus der Verharmloser aber teilte er nicht.

„Sie übersehen“, schrieb Wassermann nicht ganz dreissig Jahre vor dem Holocaust mit einer Klarsicht, bei der es einem heute kalt wird, „sie übersehen die Zahl der Opfer... die Beredsamkeit von furchtbaren Tatsachen... und dass es müssig ist, wenn ich mich als Gefangener in einem Raum voll Kohlenoxydgas befinde, mich damit zu beruhigen, dass morgen die Fenster geöffnet werden.“ Was für eine Präzision in der Prophetie.

Was Wassermann kommen sah, haben wir noch heute alles andere als hinter uns. Nie gab es im Schatten einer solchen Vergangenheit eine Stunde Null. Tiefer, wenn auch längst nicht so offensichtlich wie Bombenkrater und Einschusslöcher an deutschen Fassaden, waren die inneren Verheerungen durch die Katastrophe. Ihr Weiterwirken darzustellen, ihre Nachwirkungen zu beschreiben, dieses Thema hat der Schriftsteller Robert Schindel sich nicht ausgesucht, es ist ihm lebensgeschichtlich aufgezwungen. Unaufhörlich reden davon seine Gedichte, Artikel und Essays und kurzen Erzählungen und sein grosser Roman.

Schindel geht es nicht um die Formel „Jude und Deutscher“ oder „Jude und Oesterreicher“ etc., also um eine Art von Doppelexistenz wie sie Jakob Wassermann als Ideal noch vorschwebte. „Ich bin ein Jud aus Wien“, so eröffnet Robert Schindel sein zen-

trales Gedicht Vineta 1 mit einer an ein Diktum von Sigmund Freud angelehnten, trotzig selbstbewussten Formulierung. Als nichtreligiöser, nichtzionistischer Jude sieht er in der Solidarität mit den Beleidigten, Verjagten, Vernichteten die für sein eigenes Judentum entscheidende Kategorie. Judentum ist für ihn eine Form des Widerstands, die sich zwar aus der Erinnerung an die Judenvernichtung ergibt, sich aber nicht bloss gegen den Antisemitismus als die Urform von Verfolgung, Intoleranz und Aberglauben richtet.

Im Essayband Mein liebster Feind rekapituliert Schindel die von Jakob Wassermann durchlebten Zeiten vor dem Holocaust mit folgenden Worten, Zitat: „Das nichtjüdisch-jüdische Verhältnis hierorts war stets ein Täuschungsverhältnis, eine einseitige Gemeinheit, eine Perfidie, ein Skandal, ein Verbrechen, niemals symbiotisch, nie freundschaftlich, zu keiner Zeit egalitär, es war miserabel... Was für ein Gehocke in der Ersten Republik in Oesterreich, in der Weimarer draussen. Die Augen entweder in die Ferne gerichtet oder auf den Boden, die Ohren mit semipermeablen Membranen, man hörte, was einem passte. Gepresselte Beleidigungen gegen die Juden wurden von denen mit unverschämter Gelassenheit hingegenommen.“

Schauerhaft war „nicht bloss der brennende Ehrgeiz, etwas zu werden, auch die brennende Liebe zu den nichtjüdischen Deutschen (und Wienern), diese Einseitigkeit im Verhältnis war schauerhaft: Während viele deutsche Juden deutscher waren als die Deutschen, denn sie waren ja Deutsche, sinnierten die „wahren“ Deutschen darüber nach, wie sie sich jener entledigen könnten.“

Diese Sätze stammen von Robert Schindel – aus dem Präteritum ins Präsens versetzt – könnten sie auch von Jakob Wassermann stammen. Ihre Bestandsaufnahme ist uner-



bittlich und das Fazit klar: Eine deutsch-jüdische Symbiose hat es nicht gegeben.

Wer nun aber etwas über das heutige Zusammenleben von deutschen und österreichischen Juden und Nichtjuden im Schatten des Holocaust erfahren will, der sollte sich auf Schindels bisher im doppelten Wortsinn gewichtigen Roman Gebürtig einlassen.

Dieses Buch steht in der deutschsprachigen Literaturlandschaft nach dem Krieg als ein grosser literarischer Wurf. Unvergleichlich ist es, was sein Thema angeht: die beharrlich in die Tiefe bohrende Auseinandersetzung mit den Auswirkungen des Holocaust auf die sogenannte zweite Generation, also auf die nachgeborenen Kinder von Opfern, Tätern und Mitläufern. Unvergleichlich ist es aber

auch in seiner Vielschichtigkeit und Vielstimmigkeit, und besonders in der Brillanz seiner raschen, pointierten, von Melancholie und Selbstironie getränkten Wortwechsel.

Der Roman führt ins Jahr 1987, eine Zeit, in der Oesterreich durch die Waldheim-Affäre in der Welt negative Schlagzeilen machte. Viele Passagen spielen in Wiener Kaffeehäusern. Dort versammelt Schindel sein Personal, einen Freundeskreis von jüdischen und nichtjüdischen jungen Erwachsenen, die nicht zuletzt aufgrund ihrer unterschiedlichen Herkunft – Schindel redet von „Gebürtigkeiten“ – einen starken Reiz aufeinander ausüben. Auch wenn sie es überspielen, macht sie das Bewusstsein beklommen, dass sie sich gemeinsam auf vermintem Gelände bewegen und, jeder auf seine Weise, an einer spezifischen Krankheit leiden – der Vergangheitsneuralgie.





Normalität im Zusammensein kann es zwischen ihnen nicht geben. Selbst in den Freundschafts- und Liebesbeziehungen sind diese Freunde geprägt von den Projektionen, Wünschen und Verdächtigungen, mit denen sie sich umspinnen. Eine der zentralen Fantasien ist die, dass sie sich gegenseitig vom ungeliebten Eigenen erlösen und als „exotische Fluchtorte“ dienen könnten, wobei sich besonders die Täterkinder durch ihre Nähe zum Jüdischen von väterlicher Schuld entlasten mögen.

Das führt gegen Ende des Romans zu einer ironisch skizzierten, subtil komischen und vertrackten Absolutionsszene, wo der Sohn des in Nürnberg hingerichteten Generalgouverneurs von Polen im Gespräch mit einem jüdischen Freund Entlastung sucht. – Vor solchem Roman-Hintergrund, meine ich, ist es kein Wunder, dass einer der wenigen Menschen, denen Günter Grass das Geheimnis von seinem jugendlichen Einsatz bei der Waf-

fen-SS schon vor vielen Jahren erzählt hat, sein Wiener Schriftstellerkollege Robert Schindel gewesen ist. Hier hat mit Sicherheit in der Realität jener Entlastungsmechanismus gespielt, dem Schindel in seinem Roman so eindringlich nachspürt.

„Fremdsucht“ ist ein Schlüsselwort bei Robert Schindel. Einzig zwischen den Wörtern und in der Liebe sei die mächtige Fremdsucht zu befriedigen, heisst es einmal. Fremdsucht ist es, die eine Brücke schlägt und damit das sanfte und lebensrettende „Dazwischen“ ermöglicht, mit dem die letzte Strophe des letzten Gedichts im Gedichtband „Immer nie“ anhebt: „Dazwischen“ heisst es hier,

*Dazwischen vor  
Jeglichem Entzwei  
Singen wir  
Unser Dennoch.*



Kann also „Fremdsucht“ alle Abgründe zwischen den „Gebürtigkeiten“ überbrücken? Der Erzähler Schindel kennt das Risiko solcher Fantasie am besten. Zitat: „So was geht immer so aus... Jud ist Jud“, lacht im Roman eine gewisse Hanna Löwenstein schadenfroh, als sie hört, dass einer der vielen Versuche ihres Freundes Paul Hirschfeld, sich mit einer nordisch blonden Riesendame zu verbandeln, wieder mal gescheitert ist.

„So ein Unsinn“, ärgert sich daraufhin Paul, „das ist unsere selbstgebaute Verrücktheit. In erster Linie bin ich ein Mensch, dann erst Jude oder Eskimo oder Pangermane“. – „So hättest du's gern“, meint Pauls dabei sitzender jüdischer Freund und trinkt dessen Wodka aus.

Und wo steht Robert Schindel selbst? Es gehe heute darum, zur Vergangenheit ein Verpflichtendes, aber kein verschlingendes Verhältnis zu finden, hat er einmal gesagt. Im Epilog seines Romans „Gebürtig“ und im Vorspann seines gleichnamigen Films zeigt sich, wie das gemeint sein kann: Zwischen Baracken und Stacheldraht eines KZ-Geländes sieht man im Schneegestöber zitternde KZ-Häftlinge in ihrer gestreiften Kluft herumstehen. Eine Gruppe von SS-Männern kommt ins Bild. Die bekannten Uniformen, dicke Mäntel, Schäferhundegebell. Die Häftlingskolonne setzt sich in Marsch. Da gleitet ein alter Mann auf dem gefrorenen Boden aus und stürzt. Die SS-ler eilen auf ihn zu. Die Hand eines SS-lers kommt ins Bild, schon duckt man sich im Kinosessel in Erwartung von Brutalitäten. Da fasst die SS-Hand den gestürzten Häftling am Arm und hilft ihm aufstehen. Der Alte zupft sich eine Zigarette aus der Kappe und der SS-Mann gibt ihm Feuer. Die beiden rauchen. – Das ganze entpuppt sich als Szene unter Komparsen von einem Holocaust-Film.

Müssen wir Verzweifelte sein? fragt im Roman Danny Demant, der Erzähler. Buch und Film antworten, dass wir als Nachgeborene andere Optionen haben. Als Therapie gegen die Verzweiflung können wir uns die vergangene Katastrophe mitsamt Ohnmacht vom Herzen spielen, sie fantasieren, sie mit Mitteln der Sprache rekapitulieren, transformieren, bearbeiten und bannen.

Eine unserer grössten Chancen ist es dabei, dass wir an dem Wiener Erzähler, Lyriker, Essayisten und Filmemacher Robert Schindel einen an künstlerischer Energie und Erfahrung, an Klugheit, Leidenschaft, Zartheit und Empathie so reichen, mit einem Wort einen so trefflichen Spielleiter haben.

Dazu, meine Damen und Herren, könnten wir uns zuallererst selber mal kräftig gratulieren.

Es soll aber heute anders herum gehen: Herzliche Gratulation zum Jakob-Wassermann-Preis, lieber Robert Schindel. ■

Gunhild Kübler ist promovierte Germanistin. Sie lebt und arbeitet als Journalistin und Literaturkritikerin in Zürich.

Text nach Schweizer Rechtschreibung der Autorin.



## Dankrede von Robert Schindel aus „Mein Wien“

1.

Mein Wien ist ein nachblutender Witz. Es gibt keine witzigere Stadt als Wien, nicht einmal Tel Aviv. Der Witz dieser Stadt steigt die Wendeltreppe herauf, die im Inneren des Wienkörpers bis in nebelige Vorzeit hinunterführt, gedreht um eine nicht vorhandene Wirbelsäule, um durch die Goschen in Form eines melodiosen Rülpsers ins Tageslicht zu fahren, aber sofort wiederum im Gehorch der Wiener zu verschwinden. So stapelt und akkumuliert sich Monstrosität in winzigen Witzteilchen und fleischt sich den Einwohnern ein für alle Mal ein.

Seit meinem vierten Lebensmonat lebe ich in dieser Stadt an der Donau und an der Wien und habe das Lachen von der Pike auf gelernt.

Das erste Gelächter, das mir entgegenschoss, beinhaltet die Geschichte vom Judenbalg, den findige Kinderschwestern inmitten der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt vor den Zugriffen der Gestapo versteckten. Da lag der schwarzhäarige, nicht gerade unbenaste Säugling inmitten der blonden Engerln in der Kinderkrippe und war halt der Franzos, dessen Zwangsarbeitereltern bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen sind, indes seine wahren Juden- und Kommunisteneltern nach Auschwitz abgereist wurden. Da lag er neben den Wiener Putzerln und fürchtete sich wie sie vor den Eisenstücken, die häufig vom Himmel fielen. Und wo lag er? Nicht irgendwo in Wien in einer der Kinderkrippen der NSV wurde er nächtlings wie die andern in den Luftschutzkeller getragen, sondern in der Leopoldstadt, im Herzen der Judenstadt vor dem Krieg, im Zentrum der Mazzesinsel, die die Wiener nunmehr Glasscherbeninsel taufen, schrie der Säugling, von Hitler unbemerkt, sich der Befreiung entgegen.



Die Leopoldstadt war schon in Vorzeiten ein Ansiedlungsgebiet der Juden gewesen. Damals hieß die Vorstadt *Im Werd*. Doch der urgemütliche Kaiser Leopold I. schmiss sechzehnhundertsiebzig sämtliche Juden aus der Stadt und nannte die Gegend hierauf sich zu Ehren Leopoldstadt, um ein Beispiel für den nachblutenden Witz zu geben. Pünktlich dort haben sich die Juden wieder hinbegeben, als sie das sukzessive wieder durften, bis sie siebzig Prozent im Bezirk waren, aber neunzehnerundvierzig / fünfundvierzig waren bloß ich und zwei Dutzend weitere Versteckte dort nicht aufgefunden worden. Bis heute wohne ich in der Leopoldstadt.



Neunundvierzigmal hat man den Gast bei der Tür aus dem Wirtshaus hinausgeworfen. Nach dem fünfzigsten Mal aber ist er übers Dach zurückgekommen. So liest es sich beim *Schwejk* von Jaroslav Hašek. Das zweite Ge-lächter beinhaltet die Liebe zu dieser Stadt. Aus dem Erdreich oder aus den Wolken kehren Geister in Gestalt ihrer fleischlichen Nachkommen nach Wien zurück.

Unlängst lud der damalige Kunstminister Rudolf Scholten den in Wien auf Kurzbesuch weilenden Filmemacher Billy Wilder in seine Wohnung ein, und dazu ein paar Leute, die andächtig den Anekdoten der fast neunzig-jährigen Witzkugel lauschen durften. Ich sah, dass Wilder sowas nicht zum ersten Mal machte oder machen musste, denn eine Art Sekretär warf ihm unermüdlich Hölzchen zu, damit der Anekdoten kein Ende sei. Das müdete den alten Herrn beträchtlich, daweil wir uns in Kompanie die Bäume hielten und Seitenstechen bekamen. Er hetzte uns wahrlich das Jahrhundert rauf und runter, und Scholtens Wohnung bebte unter dem Gepruste und Gekudere, in dessen Zentrum, gleichsam im Auge der Lachstürme, eine nicht geringe Traurigkeit zu spüren war. Doch der Sekretär war gnadenlos, und bei dem langen Leben des Urwieners Wilder würden wir vermutlich noch heute sitzen und lachen, wenn nicht der alte Sir sich plötzlich zu mir gewandt hätte, um mich zu fragen, was denn mit der Admira los sei. Ich war zufällig neben ihm zu sitzen gekommen und hatte bemerkt, dass er mich zwischen den Anekdoten immer wieder etwas beäugte. Das ist ein intellektueller Wiener Jude, dachte sich Wilder, der muss doch was von Fußball verstehen. Und Billy Wilder pflegte sich nicht zu irren, wenn es um solche Dinge ging. „Ach Gott, die Admira“, antwortete ich. „Nebochanten. Ich bin Austria-Anhänger.“ „Alle Juden waren Austria-Anhänger“, sagte er. „Nur ich nicht.“ „Sondern?“ „Na eben Admira.“

„Was, Admira“, staunte ich ihn an, „wie sind Sie denn auf die Idee gekommen?“ Auf ja und nein befanden wir zwei uns in einer intensiven Fußballdiskussion. Die damaligen Wunderteamkicker Schall und Vogel nahmen an unserem Tisch Platz, daweil die heutigen Gäste sich von den Lachscherzen zu erholen begannen und sich in kleine Redegrüppchen aufteilten. Wilder sprach mit Wärme von den Fußballern, er entsann sich genau, und ich packte mein bisschen Wissen über jene Jahre aus dem Fundus und warf ihm Fußballernamen zu wie vorher der Sekretär seine Witzhölzel. Schließlich erzählte er mir exklusiv jene Geschichte, die ich schon kannte, weil sie der Torberg schon berichtet hatte, aber ich ließ mir nichts anmerken:

Vor dem Krieg gabs doch die jüdische Fußballmannschaft, die Hakoah. Die spielten ziemlich gut, überhaupt für jüdische Verhältnisse. Es begab sich, dass die Saujuden zum Zünglein an der Waage wurden. Wenn sie gegen Admira gewinnen, wird Rapid Meister. Rapid, das war und ist der anhängerstärkste Klub der Stadt, und diese Anhänger konnten nun die Juden noch weniger leiden als an sich üblich – damals. Nun aber pilgern die Rapid-Anhänger ins feindliche Jedleseesee – noch dazu über die Donau –, um gegen die dort ansässige Admira zu schreien, also zu Hakoah zu halten. In welchen Worten entstieg dieser Witz der Wendeltreppe der Geschichte und entfuhr den Goschen der Rapid-Anhänger? „Gemma, gemma. Hoppauf – Herr Jud!“ Die Juden dankten es ihnen, schlugen die Admira, Rapid wurde Meister, und Wilder weinte. Dann ging er vor der Zeit nach Berlin und rechtzeitig nach Hollywood.

Aber die seltsame Liebe der Herausgeschmissenen zu den Hinausschmeißern, wurzelt sie in dieser Heimeligkeit, in der Umarmung des wienerschen und des jüdischen Witzes, wobei bei diesem im Auge das Lächeln, bei jenem aber der Tod steht?



Ich jedenfalls bin ein passabler Fußballer geworden und gewesen. Auf der Jesuitenwiese des Praters haben wir gespielt – die Wiese musste Jesuitenwiese heißen –, und das „Hoppauf - Herr Jud!“ begleitete mich durch die Kindheit.

2.

*Wie kommt denn dieser Mensch dazu, unser Wien so jüdisch anzufärbeln und gleichzeitig als so antisemitisch hinzustellen?*

*Unser Wien war immer eine gemütliche Stadt. Und den Herrn Tennenbaum aus dem Gemeindebau haben wir gern gehabt. Ein haglicher, feiner Herr war das, und dann ist er nach Amerika abdampft, hat sich in Florida oder wo die Sonn aufn Bauch scheinen lassen, daweil uns die Bomben aufn Schädel gefallen sind. Nachn Krieg ist er zurückkommen, war angfressen, weil wir Bombenopfer ihm nicht genug den gschamster Diener gmacht haben, und ist wieder weggefahren. Was können bitte wir dafür? Bei uns, Sie Saukerl, hat vorm Krieg ein jeder leben können. Was die Judenfeindschaft anlangt, das verstehen Sie nicht. Wir Wiener sind nicht a so. Das war ja gar nicht persönlich gemeint, das war bei uns Usus, wie auch gegen die Ziegelböhm, gegen die Krawodn, das war ja familiär. Der Adolf aber hat uns die ganze Judenpflanzerei verdorben. Seither darf man ja gegen gewisse Kreise kein lautes Wort sagen, sonst bist gleich ein Faschist. Was wissen denn Sie von der Wiener Seele. Die werden Sie naturgemäß nie ergründen.*

*Wir waren immer unpolitisch, merken Sie sich das! Und bevor Sie fortfahren, das eigene Nest zu beschmutzen, schauen Sie sich lieber Ihre Landsleute an und was die mit den Arabern machen. Sie sind ein Österreicher seit der Geburt? Ja, ja, passmäßig, da ist*

*heutzutage schnell einer ein Österreicher. Ein Wiener wie ich? Dass ich nicht lach. Kommen leicht Ihre Vorfahren aus Brünn? Wirklich, Ihre Vorfahren kommen auch aus Brünn? Na dann. Weißt was? Ich lad dich auf ein Achterl ein. Nix für ungut. Trotzdem: Dassd' ein Schlawiener bist, glaub ich dir sofort. Aber ein echter Weaner? Was es alles gibt ...*

3.

Ganz andere Gestalten irrlichterten durch meine Wiener Kindheit. Neben dem Grünen Prater aufgewachsen, spielten wir – wie schon gesagt – in diesem Fußball, was verboten war. „Tschif, der Praterschas“, hieß es, wenn der Prateraufseher mit seinem Fahrrad in der Ferne sichtbar wurde. Wir nahmen den Ball auf und spielten Handball, was gestattet war. Der Praterschas (da Brodaschas) überwachte und sortierte jedes Grasbüschel und war fast so gefürchtet wie sein Bruder im Geiste, der Kinderverzahrer, der auch ein intimes Verhältnis zu Grasbüscheln, aber auch zu dämmrigen Kellerstiegen hatte. Er ist die mythische Gestalt der Wiener Kindheiten gewesen.

Die Erwachsenenwelt der Fünfzigerjahre gab zwei sich abwechselnde Geräusche von sich und orchestrierte damit unser Heraufkommen: Gejeier und Händegespuck. Es war die Musik der Kriegs- und Aufbaugeneration. Eben hatten sie noch geschossen, jetzt spuckten sie in die Hände und bauen auf, eben hatten sie Heil Hitler gerufen, jetzt jeiern sie von demselben als Dämon und Verführer. Dieses Geklage über den Opfergang einer Generation war mit einem „Hoppauf Österreich“ verschmolzen. Die verpöpten christlichen Dreißigerjahre in der Maske der Fünfziger wollten wiedergutmachen, was die schön-schaurigen Vierziger angerichtet hatten.



Die Besonderheit meines Wien dabei war, dass sich die Akteure ohne viel Aufhebens von der Bühne in den Zuschauerraum begaben und von sich behaupteten, stets dort gesessen zu sein. Damit knüpften sie an das an, was den Habitus seit langem gebildet hat: Der Wiener ist von Beruf Zuschauer. Er saß immer schon in den Parkettreihen des Großen Welttheaters. So beglotzte er den Dreißigjährigen Krieg gradso wie die Revolutionen, die im fernen Frankreich abliefen und von denen er offiziell gar nichts wusste. Der Wiener Kongress ging direkt in die Hausmusik über.

Mit dem Wiener meine ich natürlich nicht die Mehrheit der Wiener in den Vorstädten, die, wie die unteren Klassen überhaupt, selbstverständlich ihre Haut zu Markte tragen mussten und in jenen und diesen Kriegen zu Schanden gingen. Ich meine nicht die namenlos im Elend eingesperrten proletarischen und halb proletarischen Wiener, die vom bombastischen Paravent des Biedermeier bis heute verdeckt bleiben. Den Kleinbürger meine ich, den Mittelstand dazu, das Pfiffig-Weinerliche einer Zuschauerschicht, das dieser Stadt stärker den Stempel aufdrückte als die kämpfenden Arbeiter und Studenten von achtzehnhundertvierzig oder gar die von neunzehnhundertdreißig.

In den Musiken von Strauß und Lanner, in denen der Schrammel-Buam bildete sich das Klischee eines Wieners heraus, das wahrhaftig lebendig wurde.

Dieser Wiener nun, eine Mischung aus Blockwart, Schütze Arsch und Heurigensänger, saß auf der Galerie und spuckte auf unsere Kindheitsbühne. Diese Spucke, abwechselnd in die eignen Hände und in die Gesichter der Nachkommenschaft, das waren die neuen Werte, das war das demokratische Österreich.

Es ging wahrlich demokratisch zu in Wien. Die zweihunderttausend Juden gingen damals keinem ab. Es gab zwar keine Schriftsteller, keine Künstler, keine Wissenschaftler, keine brauchbaren Zeitungen mehr, aber wer benötigte denn sowas? Man war bodenständig, unter sich, durchschnittlich, aber arrogant. Unter diesen Bedingungen gelang der Wiederaufbau meiner Stadt exzellent.

Und doch war mein Wien stets ein jüdisches Wien, obwohl ich damals gar kein Jude sein wollte. Das war das dritte Gelächter, in das ich teilweise schon selber einfiel. Denn in Wien lernt man das Lachen von der Pike auf. Auch das Sterben.

#### 4.

Der Tod ist eine viel zu ernste Angelegenheit, als dass man die seelische Kompetenz über ihn Nichtwienern überlassen darf.

*„Der Tod, das muss ein Wiener sein, grad wie die Liab a Französin. Denn wer führt dich pünktlich zur Himmelstür? Ja da hat nur der Wiener das G’spür dafür.“ (Georg Kreisler.)*

Der Wiener hat ja eine Leidenschaft zum Theater, grad wenn es mitten im Leben spielt. Jeder Mord ist hier vor allem ein Mordstheater, ein Ereignis und wird nicht vergessen. Was ist schon Frankreich mit seinem Landru gegen unsere Akteure, von Hugo Schenk über Adrienne Eckhardt (Fleischmaschine), Gufler, Engleder (Maurerfäustl), Bergmann und retour. Bernhards *Heldenplatz* wird ebenso leidenschaftlich diskutiert wie der Mord an Ilona Faber beim Russendenkmal. Hörts auf mit der Politik; auf die Ereignisse kommts an. Woher sie kommen, wohin sie gehen, was daraus wird, dazu reicht die Geduld eines sinnlichen Zuschauers nicht aus. Für mein Wien entwickelt sich nichts; es war immer schon da,



oder das gibts gar nicht. Mit so einem Fotogedächtnis hat man die Kompetenz über den Tod.

Und so erschien der fünfundvierzigjährige Georg P. mit einer Flinte im Spital, in dem seine Ehefrau lag, riss die Tür auf, schob die Krankenschwester zur Seite und rief: „Hedwig, pack zsmamm, wir fahrn in' Himmel!“ Sie überlebte den Anschlag, er sitzt beim Himmelvater.

Und Wolfgang Ambros singt: „Es lebe der Zentralfriedhof und alle seine Toten.“ Schön kann man sich in diesem riesigen Grabsteinpark ergehen unter alten Bäumen. Entlang der Simmeringer Hauptstraße Erstes, Zweites, Drittes, Viertes Tor, gegenüber die Grabsteingeschäfte, eines neben dem anderen. Eines dieser Geschäfte verkauft Grabsteine und Gebrauchtwagen, besser gesagt Gebrauchtwagen und Grabsteine. Und wenn Wiens Wonnemonat, der November, seinen Nebel auf Gerechte und Ungerechte legt, dann spüren auch die Millionen Toten ihn bis ins Bein. Da geht der Wiener aufrecht zwischen den Gräbern unter blattlosem Gezweig, und auch in seinem Herzen ist der Nebel zuhaus, und er spürt den grünen Blick des Todes aus dem Nebel. »Ja als a Toter, als a Toter macht an des Leben erst a Freud“, singt Arik Brauer, und so ist es bei uns daheim.

Der Tod ist in Wien allgegenwärtig, er ist der rauschige Vater des





wienerischen Gelächters. Das Sterben aber, das dramatische Vorspiel, das ist ein Buschenschank, ein Heuriger und seine Musik.

5.

*Sie mit Ihren Klischees! Wie soll aus dieser Stadt je was werden, wenn sogar die linken Schriftsteller die Klischees bedienen! Oder sind Sie bloß auf sie hereingefallen? Und was ist mit dem Roten Wien, Sie Spießer? Wussten Sie, dass in Wien die erste Abwehrschlacht gegen den Faschismus geschlagen wurde und die Simmeringer Arbeiter die tapfersten waren? Nix Zentralfriedhof. Und der Widerstand gegen die Nazis von Kommunisten, Sozialdemokraten und Christen? Waren das etwa keine Wiener? Die Wiener, die gegen die Stalinisten ... Die Wiener, die gegen die Amerikaner ... Die Wiener für Neutralität ... gegen Neonazis. Und die Achtundsechziger, die das Wien bissl auslüfteten. Haben Sie das schon vergessen?*

*Überhaupt, wer lacht schon in Wien? Sparpakete, korrupte Politik, Provinzialismus, wer bitte lacht? Ich nicht, Herr Schriftsteller. Die Armen werden ärmer, die Reichen reicher, kein Wunder, dass der Haider leichtes Spiel hat. Das ist der Einzige, der lacht. Und das ist schon wieder ein Oberösterreicher. Sie haben von Wien keine Ahnung. Sind Sie überhaupt ein Wiener? Sie schauen gar nicht so aus.*

*Ach so. No, das muss man respektieren. Okay, gut, jedem sein Wien, entschuldigen Sie. Aber vergessen Sie doch nicht das Politische. Der Wiener interessiert sich nämlich nicht für Politik. Das haben Sie gesagt? Ich sag das! Er exekutiert sie. Damals? Was heißt damals? Immer! Allerweil!*

*Wir brauchen ein neues Wien. Machen Sie mit? Dann vergessen Sie einfach alles! Fan-*

*gen wir an! Mein Wien und Ihr Wien könnte doch dereinst unser Wien sein. Nix für ungut, Genosse. Übrigens, darf ich Sie auf ein Achterl einladen?*

6.

Man erzählt Witze, und die Vergangenheit kommt zurück.

*Da war a Jud im Gemeindebau, a gewisser Tennenbaum ... sonst a netter Mensch - da ham's so Sachen gegen de Nazi g'schrieben g'habt auf de Trottoir ... und der Tennenbaum hat des aufwischen müssen ... net er allan ... de andern Juden eh aa ... hab i ihm hing'führt, dass ers aufwischt ... und der Hausmaster hat zuag'schaut und hat g'lacht ... er war immer bei aner Hetz dabei ...*

*Nachn Krieg ist er z'ruckkommen, der Tennenbaum. Is eahm eh nix passiert ... Hab i ihm auf der Straßen troffen. I griess eahm freundlich: „Habediehere, Herr Tennenbaum!“ Der hat mi net ang'schaut. I grüäß ihn no amal: „ - d'iehere, Herr Tennenbaum ... “. Er schaut mi wieder net an. Hab i ma denkt ...na bitte, jetzt is er bees. (Helmut Qualtinger und Carl Merz: Der Herr Karl)*

Ich möchte so gern von meinem Wien erzählen, wie es sich in mir aufbaut, wenn ich nicht da bin. Von den kranken Kastanienbäumen, vom Flieder, von der Meierei im Prater, von den Kaffeehäusern, um die herum diese Stadt gebaut ist, von meiner Leopoldstadt, von den Solidaritäten und Verhaberungen, von den Kämpfen um mehr Gerechtigkeit und von den Intrigen um eine Gerechtigkeit, die eigene.

Aber die Wiener sind doch die böartigsten Leute der Welt, und die Stadt selbst ist eine einzige Genievernichtungsmaschine, sagt



Thomas Bernhard, der jüngste Heilige derer, die ihn vernichten wollten.

Deshalb ist Wien noch unter Narkose gefährlicher als das historische Chicago. Unblutig, mit einem leichten Kater schubst man sich selber in die Grube, nicht ohne vorher noch ein Aspirin geschluckt zu haben. Man lacht und wird leer. Man trinkt und stirbt. Man singt, und die Leute bleiben stehen. Man erzählt Witze, und die Vergangenheit kommt zurück. ■



### **Richtlinien für die Verleihung des Jakob-Wassermann Literaturpreises der Stadt Fürth**

vom 22. Dezember 1993, zuletzt geändert am 13. Mai 1998, in der Fassung vom 27. Juni 2001, zuletzt geändert am 14. November 2001, zuletzt geändert am 26. Juli 2006

1. Die Stadt Fürth verleiht zur Erinnerung an den in Fürth geborenen großen Erzähler und Essayisten Jakob Wassermann den nach ihm benannten Jakob-Wassermann-Literaturpreis.
2. Mit dem Jakob-Wassermann-Literaturpreis wird eine Autorin/ ein Autor ausgezeichnet, der/die in deutscher Sprache publiziert. Ihr/ Sein Werk muss dem literarischen Schaffen Jakob Wassermanns gerecht werden und der Förderung von Humanität, Toleranz und Gerechtigkeit verpflichtet sein. Gewertet werden einzelne Arbeiten oder das Gesamtchaffen einer Autorin/ eines Autoren.
3. Der Preis wird alle zwei Jahre verliehen; er ist mit 10 000 Euro dotiert. Eine Eigenbewerbung ist nicht möglich.
4. Der Jakob-Wassermann-Literaturpreis wird zuerkannt durch Beschluss des Stadtrates auf Vorschlag eines Kuratoriums, dem sieben beschließende und zwei beratende Mitglieder angehören:
  - 4.1. Beschließende Mitglieder
    - Ein Vertreter der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (Ota Filip)
    - Ein Literaturkritiker einer regionalen Tageszeitung (Inge Rauh, Nürnberger Nachrichten)
    - Ein Professor für Neuere Deutsche Literatur (Prof. Dr. Gunnar Och, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen)
    - Ein Vertreter des Bayerischen Rundfunks (Cornelia Zetzsche)
    - Ein Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt (Michael Walter)
    - Der Oberbürgermeister der Stadt Fürth als Vorsitzender (Dr. Thomas Jung)
    - Der für Kultur zuständige Referent als sein Stellvertreter (berufsmäßiger Stadtrat Dr. Karl Scharinger).
  - 4.2. Beratende Mitglieder:
    - Zwei ehrenamtliche Stadtratsmitglieder ohne Stimmrecht (Stadträtin Birgit Arnold und Stadtrat Rolf Werner).
  - 4.3. Jedes Mitglied des Kuratoriums kann persönliche Vorschläge in die Beratung einbringen. Zur Erstellung des Vorschlages an den Stadtrat genügt die einfache Mehrheit. Die Mitglieder des Kuratoriums sind ehrenamtlich tätig; die mit dieser Tätigkeit verbundenen Aufwendungen werden erstattet.
5. Wird der Preis nicht verliehen, werden die Mittel den Städtischen Bibliotheken zur Verfügung gestellt.
6. Der Jakob-Wassermann-Literaturpreis wird anlässlich des Geburtstages von Jakob Wassermann (10. März) verliehen.
7. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.



Die Stadt Fürth verleiht seit 1996 den Jakob-Wassermann-Literaturpreis erst im drei-, jetzt zweijährigen Turnus an einen deutschsprachigen Autor / eine deutschsprachige Autorin, dessen / deren Werk dem literarischen Schaffen Wassermanns gerecht wird.

Der Preis ging bisher an:

Edgar Hilsenrath (1996)

Hilde Domin (1999)

Dagmar Nick (2002)

Sten Nadolny (2004)

Dr. Uwe Timm (2006)

Robert Schindel (2007, Sonderpreis zum Stadtjubiläum)



Herausgegeben von der Stadt Fürth, [www.fuerth.de](http://www.fuerth.de)  
Bürgermeister- und Presseamt (bmpa), 90744 Fürth;  
Fotos: Norbert Mittelsdort (bmpa); Günter B. Kögler  
Bitte beachten Sie: Bei den Reden gilt das gesprochene Wort.







[www.fuerth.de](http://www.fuerth.de)